

**Salomea Genin:**

**Ich folgte den falschen Göttern. Eine australische Jüdin in der DDR, Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg 2009, 400 S., 34 Schwarzweiß-Abb. ISBN: 978-3-86650-211-6, EUR 19,90.**

(Annette Leo)

Jahrelang habe sie immer wieder davon gesprochen, dass sie ihre Geschichte aufschreiben werde und es doch nicht getan. Erst als ein Freund ihr sagte, er könne ihr Gerede nicht mehr ernst nehmen, habe sie sich einen Ruck gegeben. Mit dem Schreiben kamen die Erinnerungen an die Ängste, die Träume, Hoffnungen, die Enttäuschungen und die Zwiespältigkeiten wieder. Vielleicht, so schreibt Salomea Genin am Ende ihres Buches, könne „dieser schonungslose Rückblick auf die Brüche meines Lebens manchem helfen, meine Fehler nicht zu wiederholen, sich selbst lieben zu lernen, um andere lieben zu können (...).“ (S. 392)

Ob Erfahrungen, seien sie auch unter Schmerzen erworben und mitgeteilt, je und überhaupt bei anderen einen Lernprozess bewirken, bleibt fraglich. Aber auch ohne diese Wunsch-Botschaft ist die Lektüre von Salomea Genins Erinnerungen bewegend, verstörend und erhellend. Schauplätze ihres Lebens sind das nationalsozialistische Berlin, das australische Melbourne und schließlich West- und Ost-Berlin im Kalten Krieg. Die Ich-Erzählerin – eine Frau, die auf der Suche nach Geborgenheit, Liebe und einem Lebenssinn zwischen die Machtblöcke gerät und die sich durch ein Labyrinth von Irrtümern und Selbsttäuschungen kämpfen muss, ehe sie schließlich ihre eigene Rolle in diesem Spiel erkennt.

Salomea Genin wurde 1932 als jüngste von drei Schwestern in Berlin geboren. Ihre Eltern, aus Lemberg eingewanderte Juden, trennten sich 1936. Nach seiner Entlassung aus dem Konzentrationslager emigrierte der Vater nach Schanghai. Kurz vor Kriegsbeginn 1939 gelang es der Mutter, mit ihren Töchtern nach Australien zu fliehen. Im Melbournen Stadtviertel St. Kilda wuchs Salomea Genin auf. Wie viele andere jüdische Emigrantenkinder in Australien und anderswo zu dieser Zeit fühlte sie sich zu kommunistischen Ideen hingezogen und entfernte sich von ihren jüdischen Wurzeln. Sie engagierte sich in einer kommunistischen Jugendgruppe, 1949 trat sie der Kommunistischen Partei Australiens bei. 1951 nahm sie als Mitglied der australischen

Delegation an den Weltfestspielen der Jugend in Ost-Berlin teil. Als sie am Ende des Festivals die DDR in Richtung Australien verließ, war sie fest entschlossen, so bald wie möglich in ihre Geburtsstadt zurückzukehren und in dem neuen antifaschistischen Deutschland eine Heimat zu finden.

Doch dieses Vorhaben stellte sich als viel schwieriger heraus als zunächst angenommen. Von 1954 bis 1963 lebte die junge Frau in Westberlin, zwischenzeitlich auch in London. Immer wieder versuchte sie, den DDR-Behörden ihren Übersiedlungswunsch anzutragen und stieß dabei auf Misstrauen und Ignoranz. Es ist kaum verwunderlich, dass sie schließlich die Aufmerksamkeit des Staatssicherheitsdienstes erregte, dessen Mitarbeiter geübt waren, solch enthusiastische Gläubigkeit und arglose Bereitschaft für die eigenen Ziele zu nutzen. Der Führungsoffizier der Hauptabteilung Aufklärung, mit dem sich Salomea Genin seit dem Mauerbau 1961 regelmäßig traf, versprach ihr den ersehnten DDR-Ausweis, wenn sie vorerst noch in Westberlin bleibe und ein paar wichtige Aufgaben für die Genossen erledige. Sie unterschrieb eine Verpflichtungserklärung, wählte den Decknamen „Sonja“ und bekam einen Entschlüsselungscode in einer Handtasche mit doppeltem Boden ausgehändigt. „Ich atmete auf. Endlich hatte ich eine Aufgabe und gehörte dazu und war auf dem Wege, eine richtige Deutsche zu werden“, schreibt sie. (S.98) Gemäß den Anweisungen aus Ost-Berlin brach sie den Kontakt zu Freunden aus sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Kreisen ab, sie trennte sich von dem Ägypter Jimmy, den sie liebte, zugunsten der großen umfassenden Liebe zum Kommunismus. Doch den Alltag des Agentenlebens hielt sie nicht aus. Sie bekam Depressionen. Im Februar 1963 war sie am Ende ihrer Kraft und bat ihre Auftraggeber, sie endlich in die DDR zu lassen. Die willigten wenig begeistert ein und organisierten ihre Übersiedlung.

In der neuen Heimat wandelten sich Freude und Enthusiasmus bald in Unbehagen und Verwirrung. Salomea Genin bekam eine kleine Wohnung, arbeitete als Journalistin und Übersetzerin bei Radio Berlin International, später beim Übersetzungsbüro Intertext und noch später freiberuflich. Mit ihrer Unbefangenheit und naiven Geradlinigkeit, gepaart mit einem in Australien erworbenen Verständnis von demokratischer Kultur eckte sie überall an – bei den überzeugten Partei-Ideologen ebenso wie bei den nur äußerlich angepassten Mitmenschen, von denen es, wie sie erschrocken bemerkte, viel mehr in diesem Land gab, als sie jemals angenommen hatte. Auch mit der Liebe klappte es nicht so, wie sie es sich von Westberlin aus erträumt hatte: „...in diesem Land voller Genossen den Mann zu finden, den ich lieben würde“. (S. 112) Ihre Beziehung zu Hans, von dem sie in den sechziger Jahren zwei Söhne bekam, zerbrach nach Jahren wechselnder Trennungs- und Annäherungsversuche. Salomea Genin

wurde eine allein erziehende berufstätige Mutter, die nebenher das Abitur ablegte und ein Philosophiestudium begann, die als Verfolgte des Nazi-Regimes einige Privilegien genoss, die sich in der SED-Parteigruppe und der Hausgemeinschaft engagierte, die schließlich in die jüdische Gemeinde eintrat – immer auf der Suche nach Zugehörigkeit, nach Liebe und Verständnis, immer wieder enttäuscht von einzelnen Menschen wie von der Gesellschaft, die ihren Idealen so gar nicht entsprechen wollte. Am Ende der Erzählung 1989/90 befinden die Söhne von Salomea Genin längst im Westen, sie selbst ist aus der SED ausgetreten, tritt auf Veranstaltungen der kirchlichen Opposition auf und erlebt das Ende der DDR mit einer Mischung aus Wehmut und Erleichterung.

Die Geschichte ist lakonisch und schonungslos erzählt. Weder die Syphilis-Erkrankung des Vaters, die konfliktreichen Beziehungen zur Mutter und zu den Schwestern, die eigene Sexualität noch die heftigen psychischen Berg- und Talfahrten, die die Autorin immer wieder durchmacht, werden ausgespart. Ihre damaligen Erlebnisse und Wahrnehmungen konterkariert sie mit Zitaten aus ihrer Stasi-Akte und späteren aus Psychotherapien gewonnenen Deutungen.

Dabei ist dieses Buch nicht einfach die Beschreibung eines Weges von der Illusion zur Ernüchterung, von der politischen Gläubigkeit zur Wahrnehmung der Realität. Das alles stellt sich sehr widersprüchlich und vielschichtig dar. Im Grunde genommen führt Salomea Genin ihre Leserinnen und Leser in einer Art mäandrischer Bewegung ständig hin und her zwischen der Suche nach neuen Erkenntnissen und dem Festhalten an alten Bindungen – politisch wie persönlich. So wird nachvollziehbar und bleibt gleichzeitig schwer verständlich, dass die Ich-Erzählerin trotz zunehmender Zweifel und kritischer Distanz nach ihrer Übersiedlung in die DDR noch fast zwanzig Jahre lang dem Staatssicherheitsdienst Informationen lieferte – über Arbeitskollegen, über Freundinnen und Freunde, über die Ostberliner evangelische Akademie usw. Ihre konkrete Tätigkeit als Informantin schildert sie übrigens – mit wenigen Ausnahmen – eher vage. Umso plastischer geraten dafür die Begegnungen mit den jeweiligen Führungsoffizieren. Dadurch wird sehr deutlich, dass die Beziehung zum Staatssicherheitsdienst für Salomea Genin vor allem Sehnsucht nach sozialem Halt, nach Geborgenheit, Bestätigung, ja sogar nach Liebe bedeutete. Als sie 1982 schließlich den Bruch mit der Stasi vollzog, weil sie erkannte: „Dieser Sozialismus hat nichts mit einer gerechten Gesellschaft zu tun, sondern ist ein ganz banaler Polizeistaat (...)“ (S. 273), traf sie sich noch einige Jahre lang mit ihrem letzten Kontaktmann und ertappte sich selbst dabei, dass sie von ihm Ehrlichkeit, Wärme und Freundschaft erwartete.

Auch die Auseinandersetzung mit ihrer zerrissenen Familie, mit dem abwesenden Vater und der dominanten Schwester, die Wiederannäherung an die jüdische Herkunft, die verdrängten Ängste aus der NS-Zeit und ihr zunehmend ambivalentes Verhältnis zu den Deutschen in der DDR schildert die Autorin in diesem komplizierten Auf-und-Ab-Muster, das die Lektüre bisweilen etwas mühsam macht, zumal sich manche Vorgänge zu wiederholen scheinen. Dabei vertraut sie leider zu wenig den eigenen Fähigkeiten, die Vorgänge darzustellen, und reichert ihre Erzählung mit Fachbegriffen und Wendungen aus der Psychoanalyse an, die ein wenig fremd und unvermittelt daherkommen und in ihrer abschließenden Deutung nicht recht zu diesem labyrinthisch verschlungenen Erkenntnisweg passen.

Das Buch von Salomea Genin gibt einen authentischen Einblick in die Lebenswelt jüdisch-kommunistischer Remigranten in der DDR. Zugleich ist es die Geschichte einer Frau auf der Suche nach sich selbst – und es passt in keine Schublade.

Zitiervorschlag:

Annette Leo: Rezension von: Salomea Genin: Ich folgte den falschen Göttern. Eine australische Jüdin in der DDR, Berlin 2009, in: Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung, 4. Jg., 2010, Nr. 6, S. 1-4 [dd.mm.yyyy].